

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 56 (1952-1953)
Heft: 10

Artikel: Das einsame Haus
Autor: Cattope, R.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-667444>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

lerischen Weg bis auf den heutigen Tag bestimmten. Charles Spencer Chapman war das erste Kind eines Artistenehepaares, das mit einer mittelmässigen Nummer in mittelmässigen Lokalen gastierte. Schon der vierjährige Charlie wurde ins Rampenlicht gebracht, um als komischer kleiner Knirps einen besonderen Anblick zu bieten und die Wirkung der alten Nummer etwas aufzufrischen. Als Charlie zwölf Jahre alt war, starb sein Vater, und Frau Chapman, als mittellose Witwe, fiel mit ihren beiden Kindern unvermeidlich ins Elend. Die Familie hauste in den Armenvierteln des Londoner East-End und lebte von den wenigen Groschen, die Frau Chapman als Gelegenheitsarbeiterin verdiente. Charlie wuchs in einer düsteren Welt der Armut und Verzweiflung heran und alle Eindrücke, die er in dieser Zeit in sich aufnahm, drängten sich später, als er gemäss der Familientradition zur Variétébühne zurückkehrte, wieder in den Vordergrund. Vor allem eines hat sich in ihn eingefressen: das Gelächter der Starken über die Schwachen. So wurde er mit seinem einmaligen verul-kenden Talent zum weltbekannten Spassmacher, der seine Zuschauer zu Tränen rührte. Tausende seiner Einfälle zählen zum Komischsten, das die Welt gesehen hat; ihr Endeffekt ist immer tragisch. Chaplin machte sich selbst zum Inbegriff des Hilf-losen und Bedrängten, und als solcher gab er sich der Lächerlichkeit preis, um am Ende die Lachen-den zu beschämen. Alle seine Ideen, seine «Gags», seine Figur und deren Kleidung griff er direkt aus dem Leben. Von einem alten trunksüchtigen Auf-
passer in einem volkstümlichen East-End-Lokal

übernahm er den berühmt gewordenen Watschel-gang; von einem alten Gemälde kopierte er das zerlumpfte Männchen mit dem Stöckchen und der Melone. Alle seine Beobachtungen und Kindheits-erlebnisse gab er seinen Filmen wieder, von denen «The Gold Rush», «City Lights» und «Modern Times» als grösste Triumphe in die Filmgeschichte eingegangen sind.

Charlie Chaplin hat sich Zeit seines Lebens nicht um billige Erfolge bemüht. In einer Sphäre der hemmungslosen Geldmacherei verzichtete er dar-auf, seinen Ruhm und Kredit auszubeuten. Er hatte die Kraft, sich jahrelang in Schweigen zu hüllen, wenn er die Form noch nicht sah, in der es ihn zur neuen Aeussierung drängte. Und in der Verwirklichung seiner Werke erwies er sich als konsequenter Gegner der rationalisierten Film-fabrikation. Nur der Sachverständige kann er-messen, was es heisst, wenn Chaplin seine im Ent-
stehen begriffenen Filme Szene für Szene ohne ein im voraus festgelegtes Drehbuch herstellt und je-den einzelnen Komplex einem kleinen Freundes-kreis vorführt, um den Widerhall zu beobachten und je nachdem das Ganze noch einmal von vorn zu beginnen. Diese Methode, die jedem beschla-genen Hollywoodproduzenten die Haare zu Berge stehen lässt, beweist am deutlichsten, dass Chaplin nicht auf dem Wege des geringsten Widerstandes ein reicher Mann geworden ist. Ueber den Mil-lionen, die seine Filme einbrachten, stand immer Chaplins Lebensaufgabe, die im Londoner East-End ihren Anfang nahm.

R. B.

Das einsame Haus

Das einsame Haus steht nahe am Meer. Dort, wo die Dünen vor der Brandung knien, dort, wo die Strandkiefern bis an das Wasser gewandert sind. Die beiden Abtrünnigen wohnten darin, so raunte man mir zu. Und eines Tages bekam ich sie auch zu Gesicht. Sie mussten es ja wohl ge-wesen sein, denn sonst wären sicher nicht so viele Schimpfwörter hinter ihnen hergeflogen.

Ich sah sie gehen. Sie gingen nebeneinander her. Sie waren beide gleich gross. Als sie näherkamen, konnte ich sehen, dass sie nicht mehr lange gleich

gross sein würden. Der eine hatte die Düne des Lebens schon überschritten, und je weiter man dann geht, desto kleiner wird man. Der andere hatte die Düne des Lebens noch vor sich. Und je näher man ihr kommt, desto grösser wird man.

Sie waren Grossvater und Enkelsohn.

Sie gingen abseits durch den tiefen Sand. Sie trugen grosse Salzsäcke, wie sie sonst die Esel schleppen.

«Höre, mein Söhnchen», sagte der Grossvater, «wenn du erst gross bist, dann gehst du in die

Salzgärten arbeiten. Dann bauen wir uns drüben hinter dem Salzhaff ein Haus. Und wir werden einen Brunnen haben und einen Esel.»

«Ja, Grossvater», sagte der Enkel, «so machen wir das.»

Ich sah sie im Dünenwald. Sie trugen grosse Wasserkrüge, wie sie sonst nur auf Karren gefahren werden.

«Höre, Grossvater», sagte der Enkel, «wenn ich erst gross bin, dann gehe ich zu einem Bauer arbeiten. Dann bauen wir uns ein Haus hier hinter den Dünen. Und wir werden einen Weinberg und eine Ziege haben.»

«Ja, Söhnchen», sagte der Grossvater, «so machen wir das dann.»

Ich sah sie oft. Ich sah sie in ihrem Quintal. Er lag nach den Dünen zu. Er war klein und hatte eine hohe weisse Mauer ringsum.

Dort sassen sie. Dort spannen sie Garne aus Flachs und Hanf. Sie knüpften Netze mit grossen Maschen und mit kleinen Maschen.

Die Leute im Dorfe meinten, der Junge könnte schon längst arbeiten gehen. Der Pächter vom Salzgarten und der Bauer vom Gut hinter den Dünen waren auch schon dagewesen. Aber der Alte hatte nur kurz gesagt «Später», und dann hatte er sie einfach zur Tür hinausgeschoben.

«Wer war denn da, Grossvater?» kam der Kleine ängstlich angelaufen.

«Ach, da war wieder einer, der Garn kaufen wollte, mein Söhnchen», lächelte der Grossvater.

Sie gingen beide in den Quintal. Sie setzten sich auf das umgelegte Boot und kauten ihr trockenes Brot.

Im Dorfe lachte man über das Boot und über den Alten, der sich nicht von ihm trennen wollte. Er aber liess sie lachen. Er hatte doch jede kleinste Kleinigkeit an diesem Boot selbst gemacht. Und sein Herz hing auch noch aus einem andern Grunde daran.

Aus dem gleichen Grunde hatte einmal das ganze Dorf die Barke umstanden. Voller Ehrfurcht. Damals, als sie kieloben an Land getrieben war. Damals hatte man auch Mitleid mit dem Alten gehabt. Sechs Söhne hatte er aufgezogen, und das Meer hatte sie alle genommen. In jener Barke hatten seine beiden letzten Söhne gesessen.

Aber das ist schon lange her. Und fremdes Leid vergisst man so rasch und leicht. Bald dachte man nicht mehr an sie, wie die Menschen gerade die am ehesten vergassen, die ihrer am meisten be-

dürfen, weil sie ihrer Hilfe immer gleich bedürftig bleiben.

So wurden sie beide einsam in dem einsamen Haus.

Bitter war die Regenzeit. Wenn aber das wilde Brausen vorüber war, konnte man die beiden zuweilen am Strande sehen.

Da hatte der Grossvater gesehen, wie der Kleine mit sehnsüchtigen Augen aufs Wasser sah. Dann sagte er wohl: «Es ist sehr stickig heute hier hinten. Weissst du, Söhnlein, ich halte es nicht mehr aus. Ich muss erst ein wenig über die Watten laufen.»

Und sie gingen zusammen an den Strand. Der Grossvater sass gebückt über den Netzen. Er sah nur manchmal auf, sich über das Söhnchen zu freuen. Das Söhnchen schwamm. Ein Fischerssohn, der schwimmt? Aber er würde ja einmal kein Fischer werden, also mochte er ruhig schwimmen.

In den Stunden aber, da der Strand voller Leben ist, lag das einsame Haus immer wie tot da. Wenn die Fischerbarken heimkehren, ist ja alles am Strande. Wen hielte es da noch zu Haus?

«Vamos... uma... dois... tres... exala!»

So ruft eine Stimme von ihnen. Sie arbeiten alle schwer. Sie sind alle dabei, wenn es den Segen des Meeres zu bergen gilt.

Nur die beiden aus dem einsamen Haus, sie sind nicht mit dabei. Sie wollen nichts mehr vom Meere wissen.

Und manchmal kommen besinnliche Abende. Man geht in die Kapelle. Sie loben, sie beten, sie danken. Sie sind alle dabei, wenn es Gott zu dienen gilt. Und sie waren immer alle dabei. Nur die beiden aus dem einsamen Haus, sie sind nicht mit dabei. Sie wollen nichts mehr von Gott wissen.

So erzählt man mir mit halblauter Stimme.

«Und das... das ist noch nicht einmal das Schlimmste.»

Vor Jahren hätten sie dem Kleinen immer noch ein paar Festtagskuchen gegeben, wenn die grosse Wasserprozession war. Aber dann...

«Muito obrigado... ich mag nicht», hatte der Kleine gesagt, und dann hatte er nach einer Weile, wie zur Entschuldigung beigefügt:

«Wir fahren ja auch zum lieben Herrgott.»

«Das ist doch nicht wahr, filho.»

«Doch...»

«Nach welcher Kapelle fährt ihr denn?»

«Wir fahren auch zum lieben Herrgott...»

Sie flüsterten alle miteinander. Als die beiden im nächsten Frühjahr um die Festtage herum ihre Barke fertigmachten, da passte man auf und fuhr ihnen nach.

Man kam wieder und machte vielsagende Mienen: «Sie fahren in den Sumpf.»

Nun fiel es ihnen wie Schuppen von den Augen. Darum also gingen sie nie betteln. Im Sumpf liegen unermessliche Reichtümer. Die Mauren haben diese Schätze einst versenkt, als sie flohen. Aber wer ein Kleinod heben will, der muss dem Teufel seine Seele verschreiben.

Damals kam der Kleine noch zuweilen allein ins Dorf gelaufen. Er stand wieder am Ladentisch.

«So erzähl uns doch, filho! Geht ihr dort beten? Du kannst es uns ruhig sagen. Du bekommst dann auch einen Kuchen.»

«Auch einen für Grossvater?»

«Auch einen für Grossvater.»

«Wir fahren nicht in die Kapelle. Wir fahren in den Sumpf...»

«Sooo... Und was sucht ihr da?»

Er lächelte, seine Augen gingen in die Ferne. Er war wieder im Sumpf. Im weiten, blühenden Sumpf. Ja, wenn der Sumpf blüht... In den grossen, gelehrten Büchern steht es zu lesen, dass seine Pracht alles Aehnliche in Europa übertrifft. Doch das weiss er nicht. Aber das weiss er: «dann ist das Moorgras so grün wie ein Edelstein. Und die Sterne und Glocken und Dolden darin so weiss wie die Wolken und so blau wie der Himmel. Er ist eine grosse Blumenwiese, der Sumpf an der Ria de Aveira, wenn er blüht.

Da gibt es Sumpfvögel, die so lustig auf einem Beine stehen, die so langsam herabschweben und sich klatschend ins Wasser fallen lassen. Da pfeift und trillert es aus hundert kleinen Kehlen, da sirrt und surrt es von tausend kleinen Flügeln.

Und sie fahren mitten hindurch. Die Barke gleitet leise. Man muss sich manchmal ganz klein machen, um unter dem Gewölbe aus Schilf und Binsen hindurchzukommen.

Und dann kommt der schöne, stille Abend im Moor. Da werden die Gräser und die Blumen rosenrot, da werden die Wasser und Wolken zu Gold und Purpur.

Es kommt die Nacht. Dann duftet es nach Weihrauch und Balsam wie in einer Kapelle. Es singt und säuselt wie in einer Kirche. Und Glühwürmchen ohne Zahl zünden ihre Kerzen an. Die Winde

gehen zur Ruh. Die Sterne ziehen auf. Der Mond zieht auf.

Die Barke hält. Grossvater nimmt die Mütze ab, Grossvater faltet die Hände, und auch er faltet die Hände.

«He, Bürschchen, was sucht ihr da im Sumpf?»

Der Kleine ist noch nicht wieder zurück. Er lächelt. Er hebt seine Augen: «... den lieben Gott!»

Sie stiessen ihn zur Tür hinaus.

Der Kleine aber, rannte, bis er bei seinem Grossvater war.

«Grossvater», schluchzte der Kleine. Und er schluckte alle seine Qual hinunter.

Lange Zeit sah man sie nicht mehr.

Eines Abends aber war der Kleine am Strande. Zu ganz ungewohnter Stunde. Die Boote waren eben zurückgekommen und das ganze Dorf war am Strande. Alles sah zu dem Kleinen. Er schleppte an der Barke, er machte sie klar. Dann holte er den Grossvater, der stützte sich schwer auf die kleinen Schultern.

Alle kamen angelaufen.

«Komm, ich will dir helfen, Alter...»

Der Alte sah mit fiebernden Augen hinaus:

«Aufs Meer!»

«Komm, ich werde dir helfen, Kleiner!»

Die beiden gingen weiter. Der Kleine sah mit todbangen Augen zum Grossvater:

«Du kommst ja aufs Meer. Ja, du kommst aufs Meer...»

Sie wichen alle scheu zur Seite.

Der Alte sass im Boot. Der Kleine nahm die Ruder. Die beiden schienen nichts von den Menschen zu sehen.

«Ja... schön hier auf dem Meer... nicht wahr, mein Söhnchen?» Und dem Alten liefen die Tränen aus den Augen.

«Ja, schön hier auf dem Meer... nicht wahr, Grossvater?»

Dem Kleinen spritzte der Gisch ins Gesicht. Wie Perlen über Seide, so leicht und schnell rieselte das Wasser herab.

«Nun seht nur...»

«Der arme Alte!»

«Das gute Söhnchen...»

«Ein Prachtjunge, der muss mir aufs Schiff!»

Hochaufgerichtet sass der Alte. Seine Augen gingen auf das Meer. Hochaufgerichtet stand der Enkel. Seine Augen gingen über das Meer.

Zwei rannten nach ihren Booten. Andere folgten nach.

«Man muss ihnen nach ... die Flut ... und die Sturmviigel ...»

«Man muss ihnen nach. Er ist doch schon ein Greis ...»

«Er ist doch noch ein Kind!»

Da blickte sich der Kleine um. Er nahm die Hände als Sprachrohr: «Muito obrigado, liebe Leute», rief er glücklich, «wir kommen gleich wieder. Wir fahren nicht weit ... Auf Wiedersehen!»

Dann blickte er sich nicht mehr um. Sie fuhren

aufs Meer hinaus. Möven flogen ihnen entgegen. Auf ihren Schwingen trugen sie Abendrot.

Nun wussten sie es alle: Das waren keine Abtrünnigen. Sie liebten das Meer, und das Meer liebte sie. Sie liebten den Himmel, und der Himmel liebte sie. Sie sind weit gefahren. Sie sind niemals mehr wiedergekommen.

Als ich am nächsten Morgen an dem einsamen Haus vorüberging, da sah es stolz aufs Meer hinaus.

Die Sturmnacht hatte seine verschlossene Tür geöffnet.

R. Cattope.

»Vorbetrast« — das Kainsmal unserer Gesellschaft

Das Geburtshaus des Mannes, von dem wir erzählen, lag im Bernbiet, unweit der Stockhornkette, welche das schöne Oberland vom fruchtbaren Hügellande des Mittellandes trennt. Dort stand seine Wiege in einem jener altherwürdigen Schulhäuser, das von sauberen Gärtlein und wohlbebauten Aeckern umgrenzt wurde. Jean-Pierres erste Erinnerungen sind heiter, gleich silbernen Glockenklängen, trösten und täuschen sie über das viele Schwere hinweg, das ihn später bedrängen sollte. Sein Vater war Schullehrer, vielgeliebt von seinen Kindern. Welche Freude für den Buben, wenn er auf den Knien des Vaters sitzen und in den goldenen Nachmittag hinein träumen durfte! Dieses ungetrübte Glück sollte aber — wie immer auf Erden — nicht lange währen, denn bald zogen düstere Wolken am Familienhorizont herauf. Warum? Leider ist es auch in unseren schönen helvetischen Landen seit Urväterzeit Brauch, dass einem Dorfschulmeister neben seiner ureigensten Aufgabe — dem Schulunterricht — auch noch eine grosse Zahl von Nebenpflichten überbürdet sind: er hat die ländlichen Gesangsvereine zu dirigieren; er ist Mitglied der Schützengesellschaft; er sitzt in den verschiedensten Vorständen, und Tag für Tag, Woche um Woche und Monat um Monat ist er beruflich, halbberuflich beansprucht. Die Bauern sehen es gerne, wenn ihr Lehrer sonntags hemdärmelig mit ihnen kegelt, und an manchen Orten ist seine Wiederwahl nur dann gesichert.

Genau so ein Lehrer ist auch Jean-Pierres Vater gewesen. Nach den Gesangsproben ging er ins Wirtshaus, zu den Vorstandssitzungen, und bald war Louis Horand, der früher so rechtschaffene

Lehrer, ein Gefangener des Alkohols. Als sein Sohn kaum zwölfjährig war, wurde er auf Drängen des Schulinspektors nicht mehr gewählt; seine Familie aber war für immer zugrunde gerichtet.

Jean-Pierre kam als Pflegling zu einem Onkel, einem verlotterten Junggesellen, für den er in der Kiesgrube hart arbeiten musste, oft ohne tagelang etwas Warmes im Leib zu haben. «Am schlimmsten war», erklärte er mir bei einer Unterredung, «dass meiner Kinderseele die Gärtnerin fehlte, das heisst eine verständnisvolle, mütterliche Frau. Viel besser als der Mann versteht sie es, ein Kind auf den rechten Weg zu führen, denn so ein kleines Menschenpflänzlein gleicht wirklich in vielen Dingen einem jungen Baum, der nicht ohne Sonne zu leben vermag.»

Jean-Pierre wäre gerne Lehrer geworden; da er aber — ohne es zu wissen — allmählich in die Fusstapfen seines zweifelhaften Vorbildes hineingezogen wurde, war sein Betragen der Grund so herber Klagen, dass von einer Aufnahme ins Seminar nicht die Rede sein konnte. Der Vormund aber war froh, auch weiterhin einen so wohlfeilen Kiesgrubenarbeiter beschäftigen zu können! Dann brach der erste Weltkrieg aus. Jean-Pierre rückte zum Gehlifen und Stellvertreter eines Notars des Nachbardorfes auf und half dort treulich das Wohnsitzregister führen, Stimmkarten und Heimatscheine sowie die Doppel von Kaufverträgen und Erbteilungen ausstellen. Leider musste er dort die Erfahrung machen, dass nicht alles ganz sauber war; so hatte er zum Beispiel die Armengutsrechnung erst zwei Tage vor der Gemeindever-

(Fortsetzung Seite 198)